Iris Edenheiser und Larissa Förster (Hrsg.): Museumsethnologie. Eine Einführung. Theorien, Debatten, Praktiken. Berlin: Reimer 2019. 384 S., zahlr. Abb.

Wir bewegen uns in der Museumslandschaft Deutschland, was die Museumsethnologie angeht, auf „shifting grounds" (13), die als „eine schwierige Mischung aus veralteten Debatten und neuen Möglichkeiten" (13) erscheinen.[1] Diese verallgemeinernde Aussage leitet in ein „vieldiskutiertes Praxis- und Theoriefeld der Museumsethnologie" ein, das mit diesem Buch „neu zu konturieren, breiter, anschlussfähiger, aber auch reflexiv-kritischer zu vermitteln" (13) sei. Was oder wer genau „neu zu konturieren" sei und gegenüber wem „reflexiv-kritischer" vermittelt werden soll, wird an dieser Stelle noch nicht genau gesagt, erst im Zuge des gesamten Sammelbandes wird klar: Es ist eine ältere und im Diskurs kolonialistisch vernebelte Ethnologie gemeint, der gegenüber die Herausgeberinnen des Buchs sich abmühen, ihren Ansatz als etwas im postkolonialen Kontext fundamental Neues darzustellen.

Alt ist in ihrem Buch selbst allerdings die in postkolonialen Kontexten immer wieder angewandte Debattensprache, durch die sich Leserin und Leser hindurchmühen müssen, um etwa solche Sätze zu verstehen: Wir bräuchten „eine informiert-kritische, skill-sensible und transprofessionelle Grundlagenforschung, mit der sich pluri-perspektivisch Objektgeschichten neu, wenn nicht sogar erstmals schreiben lassen".[2] Wird dieser Monstersatz dekonstruiert, so kommt sehr Einfaches heraus, nämlich die ganz alltägliche Arbeit von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Museen, wie sie schon seit etwa hundert Jahren betrieben wird. Da diese Grundlagenarbeit, jedenfalls in der hier verwendeten eigentümlichen Definition, per se veraltetet sei, da Kuratorinnen und Kuratoren bislang die vielfältigen Zusammenhänge von Gegenständen nicht erkannt, geschweige denn neu geschrieben hätten, müsse man den im Museum befindlichen Objekten „nachträglich" ein „Zugeständnis von Könnerschaft" abringen (242). Wird hier nun behauptet, daß die Arbeit der Kuratoren veraltet sei oder daß sie nicht geleistet wurde? Und nur wenn sie nicht geleistet wurde, macht es ja Sinn, sie (mit welcher Definition auch immer) einzufordern.

Museumswissenschaftlerinnen und Museumswissenschaftler, die seit Jahren in ethnographischen Museen arbeiten und sich mit komplexen kolonialistischen Zusammenhängen befassen, bleibt nach dem Lesen einer solchen Behauptung nichts anderes übrig, als sich mit den Lemmingen ins Meer zu stürzen. Aber auch für Studierende dürfte es schwer sein, sich auf ein solches Projekt postkolonialer Arroganz einzulassen, fehlt es den Debatten und Diskursen in diesem Buch doch an Leichtigkeit und an Poesie, mit der für das Museum zu begeistern wäre. Statt dessen reckt sich immer wieder der Zeigefinger einer deutschen Oberlehrerinnen- und Oberlehrertradition empor, die seit langem kaum noch ethnologische Literatur hervorbringt, die im internationalen Rahmen überhaupt erwähnt wird. In diesem Sammelband wird bierernst postkoloniale Ideologie zelebriert, die erheblich dafür verantwortlich ist, daß das Publikum ethnologische Ausstellungen in Deutschland in den letzten Jahren deutlich weniger besucht als früher und daß viele (natürlich nicht alle!) Ausstellungen mit ihrem postkolonialen Missionierungsgehabe einfach nur langweilig sind.

Das heutige ethnologische Museum, so eine offensichtlich wütende Künstlerin und Vermittlerin aus Wien, solle ein Ort des „Verlernens" von kolonialen Verhaltensweisen sein.[3] Diese habe man früher, da man den Museumsleuten wegen ihrer Deutungsmacht untergeben war, sozusagen zwangsweise erlernen müssen, und es gehe deshalb heute darum „aus der Selbstunterbrechung eine Wut auf das zu entwickeln, was das eigene Sprechen zum Dilemma macht. Eine Wut auf die Geschichte, die Positionen hervorgebracht habe,

aus denen nicht gesprochen werden kann“ (314). Frage: Was für eine Selbstunterbrechung und was für ein Dilemma ist gemeint? Offenbar die eigene Unfähigkeit, die wahrscheinlich durch „Positionen“ hervorgebracht wurde.

Zu der Positionierung des Museums als Verlernort sei das ethnologische Museum im Vergleich zu anderen Museumstypen am besten geeignet, da Vermittlung hier als eine machtvolle Tätigkeit und nicht, wie bisher, bloß als eine „nachgereihte Kommunikationstätigkeit“ (304) gefasst werde. Es geht also um Macht im Museum! Folgt man diesem peinlichen Geschwafel, das eine Mode von Aktivisten ist und nicht genaues Denken beschreibt, würde das Museum in Zukunft zu einem Umerziehungscamp. Ja, hier wird ernsthaft gefordert, das Museum für Gehirnwäsche gegen den Kolonialismus im Sinne einer Umerziehungsanstalt zu etablieren, und es wird tatsächlich geglaubt, daß mit solchen Methoden irgendetwas besser zu machen sei! Diese widersprüchliche, aus meiner Sicht völlig verstiegene Idee könnte bei den Leserinnen und Lesern dieses Buches vielleicht ein Lächeln erzeugen, wenn es nicht so traurig wäre, was sich alles sprachlich und inhaltlich aus postkolonialem Geschwurbel entwickeln kann. Und so weiter: Es gehe hier zunächst darum, „ein semantisches Feld ab[zu]stecken, innerhalb dessen die Betonung auf Beziehung (Empathie, Verbindungen) gelegt wird und herkömmliche anthropologische Herangehensweisen von Grund auf erneuert werden können“.[4] Aber kann es sein, daß es hier um das Erneuern von Herkömmlichem geht, wo sich doch Europa „hinter Heroen verschanzt, die ausgedient haben“ (299)? Wer sind denn die Heroen, hinter denen sich Europa verschanzt, oder handelt es sich womöglich um eine Projektion?

Es werden weitreichende Vorschläge zu einer Erneuerung des Museums gemacht, wo nicht um, sondern „nach der postkolonialen Kritik gerungen wird“ (304), und zwar innerhalb eines Bildungsprojektes, das „dem Museum historisch eingeschrieben ist: das europäische imperiale Projekt“ (305). Stimmt das in dieser Vereinfachung, dann müßte dieses idealtypisch konstruierte Museum allerdings schließen. Wo genau sich dieses Museum aber mit seinem „imperialen Projekt“ befindet, wird nicht genau gesagt. Offenbar handelt es sich um einen Rundumschlag gegen alle ethnographischen Museen und Sammlungen.

Die hier benutzte Sprache, ein oberlehrerhaftes Paukerrokoko, liest sich weiterhin wie folgt: Das bisherige Verständnis von Multiperspektivität in den ethnologischen Museen läßt vermuten, „dass das Einbeziehen von Vertreter*innen der Herkunftsgesellschaften in vielen Fällen als probate Methode gilt, um Ausstellungen ‚anzureichern‘, ohne dass dabei die Deutungshoheit seitens des Museums grundsätzlich in Frage gestellt wird“.[5] Mit anderen Worten, die bisherige Einbeziehung der Stimmen kolonisierter Völker in Ausstellungsplanungen sei bloß eine eventmäßige Vorführung unschuldiger indigener Vertreterinnen und Vertreter. Es wäre an dieser Stelle gut, die Problematik einer medienwirksamen Präsenz indigener Vertreter bei einem Event eines Museums genauer zu beschreiben und auch in ihrem historischen Kontext zu verstehen, denn es ist ja nicht neu, sondern alte Praxis im Museum.

Ich beende hier meine Besprechung im Wissen, daß ich vielen guten, zumeist kleineren Texten in diesem Sammelband Unrecht tue, weil ich sie nicht erwähnt habe. Wichtiger erschien mir, auf Ambitionen unter der Rubrik „postkolonial“ einzugehen und zu zeigen, daß das ethnologische Museum immer wieder als eine Diskurs-Gebetsmühle mißbraucht wird. Wer solche postkolonial intonierten, abgeleierten Gebete nicht mehr hören möchte, sollte das Buch vielleicht besser nicht in die Hand nehmen.

Die Problematik dieses Sammelbandes ist nicht seine bunte Mischung aus zahlreichen, für ethnographische Museen heute relevanten

Themen, die hier sachlich referiert werden, und auf die ich an dieser Stelle bewußt nicht eingehe. Die Problematik dieses Buches besteht in seiner ideologischen Klammer, die in Zukunft die klassischen Tätigkeiten in einem Museum bestimmen soll. Fragen zu notwendigen Veränderungen im Museum werden an vielen Stellen des Buchs bloß dogmatisch postuliert. Es geht nicht um Sammlungen und Objekte, sondern vor allem um Diskursmacht, die mit einem unzureichenden dialektisch-wissenschaftlichen Handwerk Museumsgeschichte zu kritisieren versucht. Dazu finden sich an zahlreichen Textstellen Beispiele und Anleitungen, die jeder und jedem Studierenden zu empfehlen sind, um Diskurssicherheit und Einsicht in laufende Prozesse zu gewinnen. Es geht nämlich nicht mehr darum, über sich selbst hinauszudenken, sondern frühere Generationen von Museumsleuten sollen in ihrer Gesamtheit als Zuarbeiter des Kolonialismus moralisch in Zweifel gezogen werden. Zugleich will man die eigenen Defizite mit herablassenden Bemerkungen überdecken und Identitätsgruppendenken unter dem Deckmantel des Fürsprechers für indigene Interessen als ein Opferkollektiv konstruieren. Das Buch wird für Studierende deshalb interessant sein, weil sich hier anhand seiner ideologischen Einschübe deutlich ein Stand postkolonialer Debatten in Deutschland zeigt.

1 Larissa Förster und Iris Edenheiser: „Zum Auftakt. Shifting Grounds“ (13–27)

2 Mareile Flitsch: „Könnerschaft in ethnologischen Sammlungen. Über transprofessionelle Zusammenarbeit im Museumsdepot als Chance“ (228–249), S. 242

3 Nora Landkammer: „Das Museum als Ort des Verlernens? Widersprüche und Handlungsräume der Vermittlung in ethnologischen Museen“ (304–321)

4 Malik Nejmi: „Objets trouvés – Paradis perdus“ (294–299), S. 296

5 Andrea Scholz: „Transkulturelle Zusammenarbeit in der Museumspraxis. Symbolpolitik oder epistemologische Pluralisierung?“ (162–179), S. 174

Claus Deimel

Holger Jebens (Hrsg.): Nicht alles verstehen. Wege und Umwege in der deutschen Ethnologie. Berlin: Reimer 2019. 399 S., 18 s/w-Abb.

Zwischen 2001 und 2018 erschien zu Beginn einer jeden Paideuma-Ausgabe jeweils ein autobiographischer Beitrag einer Person, die vor ihrer Pensionierung beziehungsweise Emeritierung das Fach Ethnologie vertreten hatte. Die insgesamt 19 Beitragenden, von denen mittlerweile einige verstorben sind, waren eingeladen worden, auf die Fragen zu antworten „Wie kam ich zur Ethnologie? Wie war es damals? Was hat sich geändert?“.[1] Holger Jebens, Mitherausgeber von Paideuma, hat diese Beiträge nun gesammelt in einem Band publiziert. Anders als es der Untertitel vermittelt, wird hier nicht lediglich die deutsche, sondern insbesondere die deutschsprachige Ethnologie behandelt, was das Buch umso interessanter macht, wobei etwa aus den Beiträgen von Jean Lydall und Ivo Strecker, die gemeinsam einen Rückblick verfaßten, oder von Mark Münzel auch etwas über ihre frühere Studienzeit in London bezehungsweise in Paris zu erfahren ist.[2] Aus Deutschland, Österreich und der (deutschsprachigen) Schweiz kommen hier Fachvertreter und neben Jean Lydall mit Beatrix Heintze und Heike Berendt noch zwei weitere Vertreterinnen zu Wort. Der von Münzel geprägte Titel des Sammelbandes „Nicht alles verstehen“ könnte für eine neue Bescheidenheit stehen, die im Fach in den vergangenen Jahrzehnten neben anderem leitend wurde; möglich wäre auch, ihn als einen Hinweis an die Leserschaft zu begreifen, daß sich nicht jeder biographische